

Zeit der Geborgenheit

Wir waren verrückt nach dem Mokka im Wartezimmer der Memorial-Sloan-Kettering-Ambulanz. Der Kaffee ist nicht besonders und die heiße Schokolade noch schlechter. Doch wenn man, wie Mom und ich herausgefunden haben, die Taste »Mokka« drückt, dann kann man erleben, wie aus zwei nicht sehr guten Dingen etwas ziemlich Köstliches entsteht. Die Graham-Cracker schmeckten auch nicht schlecht.

Die Ambulanz befindet sich im sehr angenehmen vierten Stock eines ansehnlichen Bürogebäudes aus schwarzem Stahl und Glas in Manhattan, genauer gesagt, an der Ecke 53. Straße und Third Avenue. Seine Besucher können froh sein, dass das Ambiente so angenehm ist, weil sie viele Stunden dort verbringen. Menschen mit Krebs warten hier auf Termine bei ihren Ärzten und auf Infusionen mit dem lebensverlängernden Gift, das eines der Wunder der modernen Medizin darstellt. Ab dem Spätherbst 2007 begannen meine Mutter und ich, uns dort regelmäßig zu treffen.

Unser Leseclub nahm seinen offiziellen Anfang mit dem erwähnten Mokka und einer der beiläufigsten Fragen, die zwei Leute einander stellen können: »Was liest du gerade?« Obwohl das heutzutage ja fast schon eine bizarre Frage darstellt. Viel häufiger fragt man sich inzwischen bei einer dahinplätschernden Konversation »Welche Filme hast du zuletzt gesehen?« oder »Wohin fahrt ihr in den Urlaub?«. Man kann einfach nicht mehr wie noch in meiner Jugend davon ausgehen, dass jemand überhaupt etwas liest. Doch zwischen meiner Mutter und mir war das eine Frage, die wir uns gegenseitig stellten, solange ich denken kann. Als wir also ei-

nes Tages im November die Zeit zwischen der Blutabnahme und dem Gespräch mit dem Arzt (immer vor der Chemo) überbrücken mussten, da stellte ich diese Frage. Mom antwortete mir, dass sie gerade ein außergewöhnliches Buch lese: *Zeit der Geborgenheit* von Wallace Stegner.

Zeit der Geborgenheit erschien 1987 und ist eines der Bücher, die ich schon immer lesen wollte. Jahrelang habe ich nicht nur behauptet, es gelesen zu haben, sondern tat auch so, als wüsste ich mehr über seinen Autor, als dass er zu Beginn des 20. Jahrhunderts geboren wurde und hauptsächlich über den amerikanischen Westen geschrieben hat. Ich arbeite seit einundzwanzig Jahren in der Buchverlagsbranche und habe mir bei den üblichen Konversationen angewöhnt, Leute, insbesondere Buchhändler, nach ihrer Lieblingslektüre und den Gründen für ihre Vorlieben zu fragen. Einer der dabei am häufigsten genannten Titel war und ist *Zeit der Geborgenheit*.

Über Bücher zu schwadronieren, die ich noch nicht gelesen hatte, gehörte zu meinem Job. Aber es ist ein Unterschied, ob man irgendeinem Buchhändler lässig etwas vorschwindelt oder ob man die eigene dreiundsiebzigjährige Mutter belügt, während man sie zu einer Behandlung begleitet, um das Wachstum des Krebses zu verlangsamen, der zum Zeitpunkt der Diagnose schon von der Bauchspeicheldrüse auf die Leber übergegriffen hat.

Ich gestand ihr, dass ich das Buch in Wirklichkeit noch nicht gelesen hatte.

»Ich gebe dir mein Exemplar, wenn ich es ausgelesen habe«, sagte meine Mutter, die immer viel sparsamer war als ich.

»Nein, lass nur, ich habe selbst eines«, sagte ich ihr, und das stimmte auch. Es gibt einige Bücher, die zu lesen ich mir vorgenommen habe und die gestapelt auf meinem Nachtschisch liegen. Ich nehme sie sogar mit auf Reisen. Manche

meiner Bücher hätten ihre eigenen Vielfliegermeilen verdient, weil sie schon so weit herumgekommen sind. Ich führe diese Bände auf einem Flug nach dem anderen mit, in bester Absicht, und dann endet es doch wieder damit, dass ich etwas anderes, einfach irgendwas lese (das Bordmagazin der Fluglinie oder eine Golfzeitschrift). *Zeit der Geborgenheit* habe ich schon auf so viele Reisen mitgenommen und hinterher wieder auf meinen Nachttisch gelegt, dass es sich mindestens ein Erste-Klasse-Ticket nach Tokio mit Japan Airlines verdient hätte.

Doch diesmal würde es anders sein. Am nächsten Wochenende fing ich mit der Lektüre an, und dann, etwa auf Seite 20, passierte etwas Magisches, das einem nur bei den allerbesten Büchern widerfährt: Ich war fasziniert und gefesselt und geriet in den »Siehst du nicht, dass ich lese?«-Modus. Für diejenigen unter Ihnen, die *Zeit der Geborgenheit* noch nicht gelesen haben (oder immer noch so tun, als ob): Es ist die Geschichte der lebenslangen Freundschaft von zwei Paaren, Sid und Charity und Larry und Sally. Zu Beginn des Romans stirbt Charity an Krebs. Es war also selbstverständlich, dass ich mit Mom darüber reden wollen würde, sobald ich es gelesen hätte. Der Roman gab uns Gelegenheit, ein paar Dinge anzusprechen, die ihr bevorstanden, ebenso wie einige, die mir bevorstanden.

»Glaubst du, er wird darüber hinwegkommen?«, fragte ich sie in Bezug auf Sid, der am Ende sehr allein ist.

»Natürlich wird es schwer für ihn, aber ich denke, er wird damit fertig. Ich bin mir sogar ziemlich sicher. Vielleicht nicht sofort, aber er wird damit fertig«, antwortete sie und meinte zwar vordergründig Sid, aber vielleicht auch meinen Vater.

Bücher waren für meine Mutter und mich immer eine Möglichkeit, Themen anzuschneiden und zu besprechen, die

uns beschäftigten, manchmal aber auch unangenehm waren; außerdem lieferten sie uns ein Gesprächsthema, wenn wir gestresst oder verunsichert waren. In den Monaten seit ihrer Diagnose hatten wir begonnen, immer öfter über Bücher zu sprechen. Doch erst mit *Zeit der Geborgenheit* wurde uns beiden bewusst, dass unsere Diskussionen mehr als zufällig waren – ohne es richtig zu merken, hatten wir einen sehr ungewöhnlichen Leseclub gegründet, einen mit nur zwei Mitgliedern. Wie in vielen Leseclubs üblich sprangen wir in unseren Debatten zwischen dem Leben der Romancharaktere und unserem eigenen hin und her. Manchmal besprachen wir ein Buch in aller Ausführlichkeit; dann wieder hatte unsere Unterhaltung nur wenig mit dem Buch oder dem Autor zu tun, das oder der uns dazu veranlasst hatte.

Ich wollte mehr über das Leben meiner Mutter und die Entscheidungen, die sie getroffen hatte, erfahren und lenkte das Gespräch daher oft in diese Richtung. Sie hatte – wie fast immer in ihrem Leben – ihre eigenen Themen, ihre eigene Agenda. Ich brauchte einige Zeit und ein wenig Hilfe, bis ich das begriff.

Im Verlauf von Moms Krankheit, vor und nach *Zeit der Geborgenheit*, lasen Mom und ich Dutzende ganz unterschiedlicher Bücher. Nicht nur »große Literatur«, sondern auch Unterhaltsames, Zufälliges, Pikantes und Skurriles. (Wie schon erwähnt war meine Mutter sparsam: Gab man ihr ein Buch, dann las sie es auch.) Wir lasen nicht immer die gleichen Bücher zur selben Zeit, wir verabredeten uns auch nicht immer zum Essen oder trafen uns an bestimmten Tagen oder so und so oft pro Monat. Doch da es mit Moms Gesundheit stetig bergab ging, waren wir gezwungen, uns immer wieder in dem bereits erwähnten Wartezimmer zu treffen. Und wir sprachen so oft über Bücher wie über alles Mögliche andere.

Meine Mutter war eine schnelle Leserin. Ach ja, etwas anderes sollte ich auch noch erwähnen: Immer las sie den Schluss eines Buches zuerst, weil sie es nicht erwarten konnte, zu erfahren, wie es ausging. Als ich begann, *dieses* Buch zu schreiben, da wurde mir klar, dass sie in gewisser Weise das Ende schon gelesen hatte – bei Bauchspeicheldrüsenkrebs, der erst erkannt wird, nachdem er bereits metastasiert hat, ist ein überraschendes Ende allerdings auch nicht zu erwarten. Man kann sich dessen, was das Schicksal dann noch für einen bereithält, ziemlich gewiss sein.

Ich könnte sagen, dass der Leseclub unser Leben wurde. Noch zutreffender wäre es, zu behaupten, unser Leben wurde ein Leseclub. Vielleicht war es das sogar immer schon gewesen – und wir hatten Moms Krankheit nur gebraucht, um es zu erkennen. Dabei sprachen wir kaum über den Leseclub. Wir sprachen über die Bücher und über unser Leben.

Alle haben wir viel mehr Lesestoff, als wir je bewältigen können, und viel mehr zu tun, als wir je schaffen werden. Trotzdem habe ich eines von meiner Mutter gelernt: Lesen ist nicht das Gegenteil von Handeln, sondern das Gegenteil von Sterben. Nie werde ich in der Lage sein, die Lieblingsbücher meiner Mutter zu lesen, ohne an sie zu denken – und wenn ich sie weitergebe und empfehle, dann weiß ich, dass etwas, das ihre Persönlichkeit ausmachte, darin enthalten ist. Ich weiß, dass meine Mutter in diesen Lesern weiterlebt. In Lesern, die diese Lektüre vielleicht inspiriert, so zu lieben, wie sie es getan hat, und ihre eigene Version dessen zu vollbringen, was sie in der Welt bewegt hat.

Aber ich will nicht vorgreifen. Lassen Sie mich zum Anfang zurückkehren, oder besser: zum Anfang vom Ende. Zum Zeitpunkt vor Moms Diagnose, als sie zu kränkeln begann und wir nicht wussten, warum.

Begegnung in Samarra

Mom und ich liebten die ersten Sätze von Romanen. »Die kleinen Jungen waren die Ersten, die zum Richtplatz kamen« aus Ken Folletts *Die Säulen der Erde* war einer unserer Favoriten. Und der erste Satz aus John Irvings *Owen Meany*: »Ich bin dazu verdammt, mit der Erinnerung an einen Jungen mit einer entsetzlichen Stimme zu leben – nicht wegen seiner Stimme, auch nicht, weil er der kleinste Mensch war, der mir je begegnet ist, und nicht einmal, weil er das Werkzeug zum Tod meiner Mutter war, sondern weil er der Grund ist, warum ich an Gott glaube: wegen Owen Meany bin ich Christ geworden.« Und E. M. Forsters erster Satz von *Wiedersehen in Howards End*: »Man kann eigentlich ebenso gut auch gleich mit Helens Briefen an ihre Schwester beginnen.« Es ist das »kann eigentlich ebenso gut«, das einen in Bann schlägt – lässig, geradezu schwatzhaft, doch es weckt im Leser die starke Vermutung, dass hier eine große Geschichte folgen wird.

Manche Romanciers beginnen mit Eröffnungssätzen, die den Großteil der Handlung des Buches schon verraten; manche fangen mit versteckten Hinweisen an; andere verwenden Worte, die einfach nur eine Szene beschreiben oder eine Figur und dem Leser eine Welt vor der Katastrophe zeigen – ohne Andeutung dessen, was da kommen wird. Was man dagegen nie schreiben darf, ist: »Sie wusste nicht, dass ihr Leben kurz davor war, sich für immer zu ändern.« Viele Autoren schreiben etwas in der Art, weil sie dadurch Spannung erzeugen wollen. In Wahrheit ist es jedoch niemand je bewusst, dass sein Leben sich auf unvorhersehbare

Weise ändern wird – das haben unvorhersehbare Umstände nun mal so an sich.

Wir bildeten da keine Ausnahme.

Das Jahr 2007 hatte damit begonnen, dass Mom und Dad ein paar Wochen in Vero Beach, Florida, verbrachten. Diesen Ort hatte Mom erst spät in ihrem Leben kennen- und lieben gelernt. Ich erinnere mich mit einem gewissen Schuldgefühl daran, dass ich ihr einen Satz zitierte, den ich mal von einem Comedian über Florida gehört hatte: »Da fahren alte Leute zum Sterben hin und tun es dann doch nicht.«

Wir alle waren eingeteilt, sie irgendwann dort zu besuchen, und die ganze Familie war damals überaus beschäftigt. Mein Bruder Doug hatte gerade eine Neuverfilmung von *Lassie (Lassie kehrt zurück)* produziert. Meine Schwester Nina arbeitete für die TB Alliance, die weltweit gegen die Ausbreitung von Tuberkulose kämpft. Ich stand kurz davor, David Halberstams Buch über den Koreakrieg zu veröffentlichen und machte außerdem Werbung für ein Buch zum Thema E-Mail, das ich gemeinsam mit einem Freund geschrieben hatte. Dad war mit seiner Konzertagentur beschäftigt, die Dirigenten, Sänger und Musiker vertrat. Wir plagten uns mit den kleinen Unannehmlichkeiten und Wehwehchen des Alltags (Zahnweh, Kopfschmerzen, Schlafstörungen), die alle Leute haben. Dann waren da noch Geburtstage, die man nicht vergessen durfte, Events und Reisen, die es zu planen, und Terminkalender, die es abzustimmen galt. In meiner Familie herrschte ein unablässiger Fluss von Anfragen untereinander und im Namen unserer Freunde und Verpflichtungen: Wer konnte zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung kommen? Könnte jemand einen Kontakt herstellen? Erinnerste sich jemand an den Namen der Frau im roten Kleid auf der letzten Party? Wir bombardierten einander auch mit Empfehlungen, die oft wie Befehle

formuliert waren: Das müsst ihr sehen ... Ihr solltet Folgendes lesen ... Schaut euch das an ... Das meiste davon kam von Mom.

Wenn unsere Familie eine Fluglinie war, dann stellte Mom das Drehkreuz dar, und wir anderen waren die Zubringerflughäfen. Selten gelangte man nonstop irgendwohin; es ging via Mom, die den Verkehrsfluss steuerte und Prioritäten setzte: welches Familienmitglied war an der Reihe für Start oder Landung. Selbst mein Vater war nicht gegen die Planungsaktivitäten von Mom gefeit, auch wenn sie ihm etwas mehr Freiraum gewährte als uns anderen.

Frust machte sich unter dem Nachwuchs breit, weil alles so aufwendig geplant werden musste. So, wie eine verspätete Maschine einen ganzen Flughafen durcheinanderbringen, andere Flüge ausfallen lassen und Menschen zum Übernachten in Wartebereichen zwingen kann, so sorgte meine Mom sich, dass jegliche Planänderung unser Leben ins Chaos stürzen könnte. Mein Bruder, meine Schwester und ich hatten folglich den reinsten Horror davor, auch nur die kleinsten Änderungen an Plänen vorzunehmen, die bereits mit Mom abgestimmt waren.

Als ich Mom in jenem Februar in Florida anrief, um ihr mitzuteilen, ich würde den Nachmittagsflug von New York nehmen anstatt der Morgenmaschine, wie wir das zuvor besprochen hatten, da sagte sie zunächst nur »Oh!«, doch ich konnte die Verzweiflung in ihrer Stimme schon deutlich hören. Dann fuhr sie fort: »Ich habe mir gedacht, wenn du morgens ankommst, dann könnten wir mit dem Paar von nebenan zum Mittagessen gehen; die beiden verreisen am selben Abend, so dass du sie im Falle des späteren Flugs nicht mehr antreffen kannst. Natürlich könnten wir sie auch für den Nachmittag zum Kaffee einladen, aber das würde dann wieder bedeuten, dass wir es nicht zu Hertz schaffen,